



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Auf Sizilien : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von Jubelschriften, Medaillen, Ansichtskarten usw. den üblichen Schatten voraus. Die schönste Gutenbergfeier wäre die, wenn Buchhandel und Buchdruck in ihrem dunkeln Drange nach „Reformen“ die Schätze des Leipziger Buchgewerbemuseums, aber nicht bloß die aus dem fünfzehnten, sondern vor allem auch die aus dem neunzehnten Jahrhundert recht mit Verstand und Nachdenken benutzen, sich mit deren Hilfe wieder auf die Gesetze wahrer Schönheit in der Buchausstattung besinnen und sich von den mannigfachen Holzwegen, auf die sie sich in den letzten Jahren haben locken lassen, auf die schöne helle breite Straße zurückfinden wollten, auf der alle gesunde Kunstentwicklung — nicht in kindischen Seiten- und Rücksprüngen, sondern in ruhigem, stetigem Gange — vorwärtsschreitet.

Leipzig

G. Wustmann



Auf Sizilien

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



n diesen unvergleichlichen Ausblicken auf Land und Meer, auf zackige, zerklüftete Kalkformationen und vulkanisches Hochgebirge beruht die Schönheit von Taormina, und auf dieser Schönheit sein Hauptreiz. Geschichtlich betrachtet gehörte Tauromenion weder zu den ältesten noch zu den größten Griechenstädten Siziliens, nur zu den festesten, und nur darum war es bedeutend. Zu den Füßen des Berges Tauros landeten 735 v. Chr. die ersten Griechen, die nach Sizilien herüberkamen, und gründeten an der Mündung des Akefines, des heutigen Akantara, auf der flachen Halbinsel, die in das Vorgebirge Schisò ausläuft, die Stadt Naxos, diese aber zerstörte Dionysios I. von Syrakus schon 403. Seitdem blieb die Stätte wüst und ist jetzt ein Drangengarten. Dafür siedelte der Gewaltherrscher im Jahre 396 Sikuler, 392 Söldner auf dem Berge Tauros an, dessen beherrschende Lage auf dem hohen Küstenvorsprunge zwischen tiefen Flußthälern sein militärischer Scharfblick erkannte. Später, 358, siedelten auch die Reste der alten Naxier dorthin über. Doch blieb die neue Stadt meist in einer gewissen Abhängigkeit von Syrakus. In dem schrecklichen ersten Sklavenkriege, 139 bis 132, war sie eine der letzten festen Burgen, die die Empörer gegen die Römer hielten, später that sie dem Sextus Pompejus gegen Octavianus denselben Dienst und erhielt von diesem 21 v. Chr. eine römische Kolonie, die nun der Stadt eine rechtlich besonders günstige Stellung sicherte und ihr ein ganz römisches Gepräge gab. Ihre Ausdehnung war damals bedeutender als heute, denn sie umfaßte außer dem Theaterhügel auch noch das Kastell, das noch fast um 300 Meter über der Stadt liegt. Was also an antiken Bauten übrig ist, das stammt aus den

letzten vier vorchristlichen Jahrhunderten, und davon wieder übertrifft das Theater nicht durch die Größe, aber durch seine wunderbare Lage und die gute Erhaltung wenigstens ansehnlicher Teile bei weitem alles andre. In einen Felsenhügel im Osten der jetzigen Stadt eingebaut öffnete sich der Zuschauer-raum gerade nach Süden, und die ganze Herrlichkeit dieser unvergleichlich schönen Küstenlandschaft that sich hier oben auf, wie sie den Beschauer noch heute entzückt. Welcher einzige Hintergrund für eine Bühne, der mächtige Ätna! War es möglich, hier etwas Kleines, Unbedeutendes zu spielen, etwas andres als „das gigantische Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt,“ vor dem unheimlichen, immer verderbenbringenden Riesen da drüben?

Was jetzt noch von dem Theater steht, ist fast ganz römisches Ziegel-mauerwerk: der Hintergrund des Bühnengebäudes mit schönen Granitsäulen, hohe Seitenflügel und ein breiter Umgang hinter den obersten Sitzreihen zwischen beiden, der einst unter Säulen lief. Vom Bühnengebäude stehn nur noch die Unterbauten, und auch von den Sitzstufen ist fast nichts mehr da; wo sie waren, zieht sich jetzt ein halbkreisförmiger, mit kurzem Gras bewachsener Abhang hin. Aber geblieben ist die ausgezeichnete Akustik, denn sogar auf den obersten Sitzreihen versteht man jedes Wort, das unten auf der Bühne mit gewöhnlicher Stimmenstärke gesprochen wird. Ruinen eines kleinen Theaters und der sogenannten Naumachia, einer ansehnlichen Badeanlage aus römischer Zeit, finden sich in der heutigen Stadt. Doch der ehrwürdigste Rest des Altertums ist ein kleiner griechischer Tempel vor der Porta di Messina, also im Norden der Stadt, den die Verwandlung in die Kirche des heiligen Pankratius, des Schutzheiligen der Stadt, ebenso gerettet hat wie den Athentempel in Syrakus, ein schöner Quaderbau mit einer jetzt verschwundenen Vorhalle ver-mutlich von sechs Säulen.

Auf seinen jetzigen bescheidenen Umfang ist Taormina wohl seit der Zeit zurückgegangen, daß es als eine der letzten griechischen Festungen im Früh-jahr 902 den Arabern in die Hände fiel. Diese legten 962 sogar eine Kolonie hier an, um sich des beherrschenden Punktes zu versichern. Endlich eroberten es 1078 die Normannen, und sie waren es im wesentlichen, die dem mittelalterlichen Taormina sein Baugespräge gaben.

Das heutige Taormina, ein Städtchen von etwa 3000 Einwohnern, besteht aus einer langen, engen, etwas gebogenen Straße, die auf der schmalen Hochfläche zwischen dem Burgberge und dem steilen Abfalle nach der Küste hin von Nordost nach Südwest, von der Porta di Messina nach der Porta di Catania läuft und durch eine Anzahl kurzer Quergassen ergänzt wird. Häufig begegnen hier gotische Thür- und Fensterbogen, und gleich an der Porta di Messina erhebt sich der stattliche Palazzo Corvaja aus dem vier-zehnten Jahrhundert, über einer glatten Mauer, hinter deren unregelmäßigen Fenstern und Thüren jetzt ärmliche Wohnungen, Werkstätten und Läden liegen, eine hohe ungegliederte Wand, von gotischen Fensterpaaren unter arabischen Kielbogen durchbrochen, von arabischen Zinnen gekrönt, das Ganze burgartig, wie die toskanischen Stadtpaläste, und doch charakteristisch verschieden.

Sehr ähnlich, aber von zierlicheren Formen ist der Rest der Badia vecchia (Badiazza) am Südennde der Stadt und am Abhange des Burgbergs. Doch das ansehnlichste Bauwerk Taorminas ist der Dom, eine turmlose dreischiffige romanische Basilika mit Querschiff, von außen nach normannischer Weise eigentümlich festungsartig, glatte Mauern mit Zinnen um die Westseite des hohen Mittelschiffs, um die niedrigeren Seitenschiffe und das wieder erhöhte Querschiff; im Innern tragen romanische Säulen modernisierte Rundbogen und eine flache Decke; die Westfront zeigt ein einfaches Renaissanceportal und ein schlichtes, kleines Rundfenster fast unmittelbar unter dem Zinnenkranze. Davor auf dem kleinen Platze steht ein zierlicher Renaissancebrunnen mit doppelter Schale; an den Stufen spielten Kinder und schwagten Frauen, die das flutende Raß in ganz antik geformten großen doppelhenklichen Krügen auffingen und auf dem Kopfe von dannen trugen, und an der Brüstung dicht am Abhange lehnten Männer, die Aussicht beschauend, die sich dort nach dem Meere hin öffnet.

Noch schöner ist sie von einem Vorsprunge aus ganz in der Nähe der südlichen Stadtmauer dicht am Thore von Messina, über dessen Wölbung das Wappen von Taormina prangt, zweimal drei Türme; dort öffnet sich der Blick auf den Atna, auf das tiefe Thal der Fiumara della Decima, auf den wasserreichen Akantara (Akafines) und die Stätte des alten Naxos, auf die Abhänge der Berge, die trotz ihrer Steilheit aufs sorgfältigste mit Citronen, Orangen, Wein und Oliven bebaut sind, und auf zahllose weiße Bauernhöfe mitten drin. Kolossale Kakteen wuchern an den Felswänden, wo nichts anderes vorkommt. Etwas tiefer als der Dom, schon auf dem Abhange, liegt das ehemalige Dominikanerkloster. Zwei schöne Kreuzgänge zeigen die edeln, feinen Formen der Frührenaissance, auch die jetzige Form der Kirche stammt etwa aus dieser Zeit, ein prächtig geschnitztes Chorgestühl, das Werk eines einzigen fleißigen Mönchs, aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Doch heute wohnt nur noch ein alter Dominikaner dort, der jeden Morgen in der Kirche die Messe liest, denn das Kloster ist 1874 aufgehoben worden und seit 1896 in ein Hotel verwandelt, das größte und schönste Taorminas. Es muß sich prächtig dort wohnen in den tiefen Zimmern, an den hohen, luftigen Gängen, angesichts des schönen großen Gartens, zumal da der Besitzer, ein Mitglied der auf Sizilien sehr angesehenen Familie Ragusa, es an nichts hat fehlen lassen, um die für ihren neuen Zweck schon an sich sehr geeigneten Räume elegant und bequem auszustatten, und es saß sich bei einer Flasche weißen San Domenico ganz reizend in einer sonnedurchleuchteten Veranda, die den Blick auf das Meer und das Theater bot.

Diese Verwandlung des Klosters San Domenico in ein Hotel desselben Namens hat etwas Typisches für Taormina. Die mittelalterliche Blüte und Bedeutung der Stadt, für die noch die Kirchen und Klöster, die Paläste und festen Mauern sprechen, ist längst vorüber, heute ist Taormina vor allem eine Fremdenkolonie fast wie Capri, und in dieser herrschen die Deutschen, wie auf Capri. Die im November freilich nicht sehr zahlreichen Gäste unsers Castello a Mare, und was man sonst davon sah, waren mit wenig Ausnahmen alle

Deutsche, auf dem Bahnhofe hörten wir bei der Abfahrt ringsherum Deutsch sprechen, der Wirt von San Domenico sprach es geläufig, die Herrin von Castello a Mare, Frau Siligato-Zunke, ist eine Deutsche, und der einzige Kunsthändler des Ortes, Merz, an der Via del Teatro greco, natürlich auch. Es lohnte sich übrigens, sich in seinem Geschäft etwas näher umzusehen. Man könnte sich hier eine ganz niedliche, interessante und echt sizilianische Zimmerausstattung zusammenkaufen, denn was an alten Möbeln und Gefäßen, an schönen Seidenstoffen, Schmuck, Werken der Kleinkunst, Münzen, Alttertümern hier herum verkäuflich oder gefunden wird, das trägt man ihm zu, und er kennt seine Leute. Von besonderm Interesse aber waren die modernen, reizenden sizilianischen Terrakotten aus Caltagirone (westlich von Syrakus im Binnenlande), Typen des sizilianischen und kalabresischen Volks, teils kaum spannenlange, teils größere Figürchen, von treuester Naturbeobachtung und schärfstem Realismus in der Ausführung, in denen man ebenso eine Äußerung sizilianischer Eigentümlichkeit wie eine Nachwirkung altgriechischer Kunsttradition wird erkennen dürfen. Auch die bescheidenen Töpferwaren, die man gerade in Taormina zum Verkauf ausgebaut sieht, haben oft völlig antike Formen. Nach alter Weise handhaben hier auch die Frauen noch Rocken und Spindel, oder sie weben breite bunte Bänder auf einer Art von kleiner Handmaschine, die annähernd wie ein großer Kamm auf einem schmalen Brett aussieht. In diesem abgelegnen Erdenwinkel hat sich eben so manches Alte erhalten, was sonst längst verschwunden ist.

Es hat etwas Trauriges, zu sehen, wie eine solche Bevölkerung auf ihrem eignen Boden gewissermaßen zurücktritt und in die Dienstbarkeit der Fremden gerät, die meist gleichgiltig an ihr vorübergehn und geringschätzig auf sie herabsehen, weil sie arm, verwahrloft, faul und schmutzig sei. An Schmutz und Spuren des Verfalls fehlt es in Taormina allerdings nicht, und von Wohlstand ist keine Rede, trotz der fleißigen Bebauung jedes tragfähigen Erdflecks in diesem Felsenlande, denn die Bebauer sind nicht die Eigentümer, und die Bebauung ist sehr einseitig, darum auch der Kreis der Volksnahrungsmittel an sich sehr eng. Denn da aller Fruchtboden und alles Wasser auf die Agrumen (Orangen und Zitronen) und die Ölbäume verwandt wird, so bleibt für die Viehzucht und selbst für den Gemüsebau wenig übrig, das Volk ißt also fast gar kein Fleisch, für die zahlreichen Gasthöfe kommt beides vom Festlande, die Milch aus der Umgegend wird auf die Hotels nach festen Säzen verteilt, und die Butter kommt aus Venedig. Freilich ist dieses Übergewicht des Agrumenbaus ganz begreiflich, denn sie sind weitaus der wichtigste Ausfuhrartikel Siziliens, und sie gedeihen nur, wenn sie reichlich Wasser haben, sonst sind die Früchte von geringerm Werte. Tausend Stück Limonen (Citronen) z. B. werden im Großhandel mit zehn Lire bezahlt, wenn sie gut sind; wenn sie von mangelhaft bewässertem Boden kommen, gelten sie nur zwei Lire. Leider hindert diese Benutzung des Wassers nun wieder die Aufforstung, die doch dringend notwendig wäre, um die spärlichen Niederschläge festzuhalten und die Wasserläufe zu füllen. Daß aber die Leute von Taormina sich bemühen, ihre

Lage zu verbessern, zeigt unter anderm ein Arbeiterverein (*società operaja*), der seinen Mitgliedern auch Arbeitsgelegenheit vermittelt und regelmäßige Zusammenkünfte abhält.

Ein paar Volkstypen lernten wir etwas näher kennen, als wir eines Morgens Esel mieteten, um nach Mola hinaufzureiten. Der eine der beiden Begleiter war ein Bursche von sechzehn bis siebzehn Jahren, der andre ein Knabe von etwa zwölf Jahren. Beide sahen dürrig und schlecht genährt aus und trugen sich ärmlich genug. Aber der ältere hatte eine gewisse philosophische Anlage. „Wie alt ist der Esel?“ fragte ich ihn, als ich auf dem großen, starken, fast schwarzen Tiere saß. „Anderthalb Jahre,“ war die Antwort. „Was kostet ein solcher Esel?“ „150 bis 200 Lire.“ „Und wie lange kann er dienen?“ „35 bis 40 Jahre, je nachdem er gehalten wird. Sehen Sie, Herr, das ist mit dem Esel ganz so wie beim Menschen. Wird er gut gefüttert, da hält er lange aus, bekommt er zu wenig, nun, da dauerts nicht lange.“ Später vertraute er mir seine Familienverhältnisse an. „Mein Vater ist blind, und meine Schwester erst drei Jahre alt; da muß ich für alle sorgen,“ und nach einer Pause, mit einem Blick auf sein eignes abgetragenes Schuhwerk: „Haben Sie nicht noch ein Paar Schuhe?“ Erstaunt über diese naive Frage bemerkte ich: „Gewiß, aber nicht gerade hier in Taormina. Was kostet denn hier ein Paar Schuhe?“ „Zehn Lire, Herr.“ „Das ist nicht viel.“ „Nein, viel ist es nicht, aber wenn man nicht das Geld dazu hat, dann ist es doch zu viel“ (*no, non è molto, ma se ne manca il danaro, è pur troppo*). Das Schlagende dieser Beweisführung trug ihm am Schlusse als Beitrag zu einem Paar neuer Schuhe eine Lira Trinkgeld ein, von der er allerdings dem Buben einige Soldi abgeben sollte, aber diese Zumutung wies er mit vergnügtem Lachen zurück, und auch der arme Junge bekam noch etwas für sich. Am nächsten Tage trafen wir diesen, wie er sich eifrig an der Entladung eines Frachtwagens vor einem Gartengrundstück beteiligte. *Bisogna lavorare per mangiare!* rief er uns schon von weitem zu, und ich lohnte ihm diese rühmliche Erkenntnis mit einigen weitem Soldi, obgleich er durchaus nicht gebettelt hatte. Wie hart ist doch schon die Jugend eines solchen *povero ragazzo* in so herrlicher Landschaft!

Nach Mola hinauf führt nur ein breiter, in regelmäßigen Abständen mit Stufen versehener Fuß- und Reitweg zwischen niedrigen Steinwällen; von Fahren ist gar keine Rede. Was an Lasten hinauf und hinab soll, müssen Menschen oder Esel auf ihrem Rücken tragen, daher ist der Esel hier das weit- aus wichtigste und fast das einzige Haustier. Man kann diese kräftigen, geduldigen und klugen Tiere in Sizilien und Süditalien förmlich lieb gewinnen. Nichts possierlicher für den Reiter, als die großen langen Ohren vor sich zu beobachten, die beständig in Bewegung sind und sich bald jedes einzeln, bald beide zusammen, wie die Fühlhörner einer Schnecke, nach der Seite richten, wo sie irgend etwas besondres wahrnehmen. Dabei geht das Tier einen steilen Weg niemals gerade hinauf, sondern immer im Zickzack, um sich den Anstieg zu erleichtern, unbekümmert auch um eine Mauer, an die der Reiter streift, oder den steilen Abhang daneben. Deshalb ist das Abwärtsreiten mit-

unter unangenehm und erfordert eine gewisse Übung, denn wenn der Esel stolpert, dann macht der unsichere Reiter einen Kopfsprung auf den steinigigen Weg oder den Abhang daneben. *Non avete paura!* rief mir daher mein Eseltreiber an einer solchen Stelle zu. *Non ho paura*, antwortete ich, stieg aber doch lieber ab. Ein Zügelruck macht auf die hartmäuligen Tiere wenig Eindruck, eher Stockhiebe, an denen es denn auch selten fehlt. Der Esel pflegt sie stumm hinzunehmen und äußert überhaupt keine Gefühle nicht oft in Lauten, dann aber in einem so kläglichen und durchdringenden Geheul, als wenn das Leid der ganzen Erde auf dem unglücklichen Langohr laste.

Von der Porta Messina ritten wir an der Nordseite des Burgbergs weg, dann einen Felsengrat hinauf. Rechts und links fiel der Blick in tiefe Täler, links hinter uns, bald tief unten, blieb das Kastell, vor uns erhob sich der Felsblock von Mola, in der Meereshöhe von 635 Metern noch um etwa 240 Meter höher als jenes, nach Norden fast überhängend, nach Süden sich erst leicht, dann rascher senkend. In vielfachen Windungen erreichten wir unter der überhängenden Felswand weg einen kleinen Vorplatz vor dem Eingang des Dorfes, wo die Esel blieben, und stiegen nach dem Kastell hinauf, das jenen höchsten Felsen am Nordende des kleinen Plateaus krönt. Den Schlüssel zum Thore brachte ein Mädchen aus dem nahen Hause des jetzigen Besitzers; eine — deutsche Aufschrift darüber belehrte, was für diese Leistung zu entrichten sei. Oben wucherten riesige Feigenkakteen mit stacheligen Blättern (wenn man so sagen darf) bis zu 40 Centimeter Länge, um die hier und da noch die rotgelben Früchte standen; sonst ist der Raum zwischen den alten Mauern jetzt mit Ackerland ausgefüllt. Nur durch Übertümpfung konnten sich am 1. August 902 die Araber dieser unersteiglichen Feste bemächtigen: einige Neger erkletterten wie die Katzen den Felsen, und die überraschte Besatzung leistete kaum mehr Widerstand. Tief unten liegt hier die Landschaft nach der Seeseite hin, aber landeinwärts nach Nordwesten steigt das kahle Felshaupt des Monte Venere zu 864 Metern auf; wie eine blaue Wand erhebt sich im Osten das weite Meer, und im Süden wächst der Atna noch riesiger heraus als sonst. Und welchen historischen Schauplatz überblickt man hier! An und auf diesen Felshängen begann und endete die griechische Herrschaft auf Sizilien, hier landeten 415 v. Chr. die Athener, 278 König Pyrrhos, der zum letztenmale den schönen Traum eines westgriechischen Reiches träumte; hier tagten 1410 n. Chr. nach dem Aussterben des aragonesischen Mannesstammes die Stände der Insel, um über eine nationale Verfassung zu beraten; von hier setzte im September 1860 Garibaldi nach Kalabrien über, um die Herrschaft der Bourbonen auch auf dem Festlande zu stürzen.

Unsre beiden Eseljungen wußten natürlich von allen diesen Dingen gar nichts, dagegen war es ihnen interessant, daß wir Neigung verrieten, in der Osteria am andern Ende des Orts in der Nähe der Kirche eine Flasche Wein zu trinken, und sie führten uns bereitwillig durch die enge, schmutzige Dorfstraße dorthin. So ein kleines sizilianisches Bergnest hat etwas Trostloses, trotz aller schönen Aussicht: ärmliche Häuser, abfallender Fuß, kleine, unregel-

mäßige Fenster in den fahlen Mauern, höhlenartige Eingänge, zerfallende Treppenstufen, nicht die Spur von Grün oder gar von Blumen. Und in dieser Umgebung bringen die Leute ihr ganzes Leben hin! Doch die Osteria erwies sich als annehmbar, an den Wänden hingen Bilder des Königspaars und Karten der Eritrea; der Wein und die Zukost, die beide auch den ragazzi nicht vorenthalten wurden, waren recht genießbar, die Padrona, eine stattliche Frau, kam höflich kniefend herbei, zeigte uns stolz das Fremdenbuch, das eine Menge deutscher Namen, darunter manche bekannten Klanges enthielt, und weigerte sich vornehm, irgend einen Preis für das Frühstück zu nennen, was bekanntlich die Sache nicht billiger macht; schließlich ließ sie uns durch ihre niedliche Tochter Blumensträußchen überreichen und verabschiedete uns mit freundlichem Buon viaggio!

Beim Hinabreiten hatten wir den Westabfall des Kastellberges gerade vor uns, der kunstvoll terrassiert ist, um die Erde festzuhalten. Wieviel Blut haben sie doch getrunken, diese Abhänge, wieviel Grauel gesehen, niemals ärgere als im Jahre 132 v. Chr., da die hier eingeschlossenen empörten Sklaven in ihrer Verzweiflung Weiber und Kinder schlachteten, um länger auszuhalten, und dann, als sie sich doch ergeben mußten, auf Befehl des Konsuls Rupilius diese Felsen hinabgestürzt wurden. Das sind wirklich „Gespenster,“ die den Genuß des herrlichen Ausblicks auf Gebirge und See verkümmern könnten, doch zum Glück eben nur für den sichtbar, der sich daran erinnert.

4. Messina

Wir verließen Taormina gegen Abend und langten nach nur einstündiger Fahrt längs des Meeres, auf dem das Mondlicht goldne Streifen zog, in Messina an. Hier trennte sich mein Reisegefährte von mir, um noch in derselben Nacht von Reggio zu Lande nach Neapel zu fahren; ich blieb im Hotel Victoria, weil ich am nächsten Tage den fälligen Dampfer nach Neapel benutzen und etwas von Messina sehen wollte. Natürlich fehlte es auch in diesem Gasthose, der seit langen Jahren einem Deutschen gehört, nicht an Landsleuten, und unter Geschäftsreisenden traf ich auch einen jungen Offizier von einem württembergischen Infanterieregiment, der ebenfalls Sizilien bereist hatte, jetzt aber rasch der Heimat zustreben wollte, deshalb mit demselben Dampfer zu fahren gedachte. Da dieser erst am nächsten Nachmittag abgehen sollte, so blieb für Messina genügende Zeit.

Messina hat durch Naturgewalt und Menschenhand mehr gelitten als die meisten andern Städte Siziliens. Erdbeben haben die Stadt noch in den letzten Jahrhunderten, 1783 und 1894, schwer geschädigt, Seuchen noch 1740 und 1854 sie entvölkert, und da sie seit ihrer Gründung um 730 v. Chr. an der Kreuzung zweier der allerwichtigsten Verkehrsstraßen lag, so haben alle Eroberer, die von Italien herüberkamen, zuerst Messina in ihre Gewalt gebracht, 282 die Mamertiner, 264 die Römer, 1061 n. Chr. die Normannen, 1194 die Hohenstaufen. Daher ist in dieser Stadt, die zu den ältesten der Insel gehört, von antiken Werken gar nichts mehr übrig, und aus dem Mittel-

alter nur wenig, vor allem der normännische Dom aus dem Ende des elften Jahrhunderts; aber auch dieser ist im Innern ganz modernisiert, und nur die Westfassade zeigt die eigentümliche alte Architektur, besonders in den Reliefstreifen zwischen den Steinschichten, die teils Ornamente, teils Szenen aus dem bürgerlichen Leben darstellen. So ist Messina die modernste Stadt Siziliens und nächst Palermo die lebhafteste, besonders seitdem die Eröffnung des Suezkanals sie zu einem der wichtigsten Durchgangspunkte für den Verkehr nach Süd- und Ostasien gemacht hat. In dieser Beziehung wie in ihrer Lage hat sie manche Ähnlichkeit mit Genua.

Zwischen das Meer und die steilen Küstenberge, die die beiden sie beherrschenden Forts Gonzaga und Castellaccio tragen, eingeschlossen, streckt sie sich lang am Strande hin, an mehreren Stellen seltsam durchbrochen von den meist trocknen Geröllbecken von Torrenten, die bei starkem Regen das Wasser vom Gebirge herab dem Meere zuführen. Sie besteht daher im wesentlichen aus einigen wenigen langen nord-südlichen Parallelstraßen, vor allem der prächtigen Via Garibaldi mit dem königlichen Palaſt, dem großartigen Rathause (Palazzo municipale) und der Börſe, die zugleich das Poſt- und Telegraphenamnt enthält. Aber durch die Querstraßen schaut immer wieder die See herein und lockt hinaus nach dem Hafendamm, dem Corso Vittorio Emanuele, wie diese Uferstraße jetzt heißt. Dort zeigen zahlreiche Schiffahrtsagenturen und die Flaggen aller Länder einen Verkehr, der weit über die europäischen Gewässer hinaus bis nach Asien und Amerika reicht, große Dampfer liegen dicht am steinernen Bollwerk und in dem prachtvollen geräumigen und tiefen Hafenbecken, dessen Rand eine schmale, halbmondförmige Landzunge so umfaßt, daß nur im Norden eine Einfahrt von 400 Meter Breite frei bleibt. Wieviele Flotten sind von hier aus nach dem Osten gesegelt, unter anderm auch das gewaltige Geschwader, das 1571 unter Juan d'Austria die Türken bei Lepanto schlug! Aber das Kastell da drüben, an der Stelle, wo die Halbinsel an das Land stößt, das die Spanier nach dem zweiten Raubkriege erbauten, war mehr eine Zwingburg als eine Schutzwehr für die stolze Stadt und hat seine Geschütze noch 1848 und 1860 gegen sie gerichtet; jetzt ist es im Abbruch begriffen. Draußen flutet die Meeresstraße vorüber wie ein breiter Strom, und gegenüber hebt sich in langen Linien das hohe Küstengebirge von Kalabrien aus der blauen Flut, vom dunkelbewaldeten Aspromonte überragt und am Fuße längs des Gestades von weißen Ortschaften umsäumt. Nach Süden öffnet sich in breiter Ausdehnung das Ionische Meer, nach Norden schieben sich die Bergzüge Siziliens und Italiens so zusammen, daß die Meerenge beinahe wie ein geschlossener Landsee erscheint.

Doch den vollen Überblick über Land und Meer gewinnt man nicht in der Stadt, sondern von einer Höhe über ihr oder von der See oder endlich und am besten vom Leuchtturm aus, der 12 Kilometer von Messina die engste Stelle der Meerenge, das eigentliche stretto di Messina, bezeichnet. Längs der Landstraße schließt sich ununterbrochen Ortschaft an Ortschaft; einfache

Häuser, vor deren offenen Thüren Kinder spielen und Frauen eifrig waschen oder nähen, wechseln mit ausgedehnten Fruchtgärten und anmutigen Villen, eine kleinere, aber besonders großtuchlige Dpuntienart bildet undurchdringliche Hecken, und an den offenen Stellen des Strandes liegen hochschnäblige Fischerboote. Endlich erreicht man an zwei kleinen Salzseen vorüber und über eine Brücke das Dorf Faro auf einer flachen, sandigen Landzunge und an deren äußerster Spitze den Leuchtturm, den Faro selbst, nach dem es heißt. Von seiner Höhe aus entfaltet sich das umfassendste Panorama: südwärts das hohe, zackige blaue Gebirge über der Stadt und der flutende Meeresstrom, ostwärts die hohe kalabrische Küste, und gerade gegenüber die jäh abstürzende Felswand, die seit grauer Vorzeit den Namen Scylla und das danach genannte Städtchen Scilla mit seinem trotzigen Schlosse trägt, endlich nach Norden hin die freie See, und aus ihr hervorragend in blaßblauen Umrissen einige hohe Inseln, die Lipari, unter ihnen am weitesten rechts ein steilaufsteigender Ke gel, um dessen Haupt eine Rauchwolke schwebt, der Stromboli. Auf meine Frage nach der Charybdis bemerkte der Kustode, das sei weiter nichts, als die zuweilen stärkere Brandung an einigen Klippen (scogli) am Faro und ganz ungefährlich. Übrigens ist der Strudel, in den Schiller den Taucher schickt, ein andrer Strudel am Hafen von Messina; „die Klippe, die schroff und steil hinaus hängt in die unendliche See,“ hat er in jedem Falle hinzugedichtet so gut wie die ganze romantische Situation.

Übrigens interessierte mich offen gestanden die Erinnerung an Schillers Taucher und die Charybdis in diesem Augenblicke weniger als der imposante Anblick des Tyrrenischen Meeres, dem ich mich heute noch anvertrauen sollte. Der Himmel hatte sich zu bewölken begonnen, der Wind trieb die weißen Schaumwellen an den Strand, und auch draußen zeigten sich immer dichter die weißen Köpfe, die Rösse des Erdschütterers Poseidon. *Che tempo avremo sta notte?* fragte ich den Wärter, *voglio partire la sera per Napoli.* — Oh, *un poco agitato, cosi, cosi* — dabei machte er mit der flachen Hand eine sehr bezeichnende auf- und abwärts gehende Bewegung — *ma non troppo; abbiamo la tramontana* (den Nordostwind). In der That blies es schon recht kalt vom Festlande herüber, und die hellen scharfen Farben begannen aus der Landschaft zu verschwinden. Am Nachmittage regnete es eine Zeit lang in Strömen, zur Freude der Sizilianer; *bisogna d'acqua*, sagte ein Händler, dem ich eine Kleinigkeit abkaufte, um die Zeit zu töten; man sah es ja auch dem Erdreich an, wie lange der Regen hier ausgeblieben war.

Indes als ich nach vier Uhr mit meinem Württemberger nach der „Enna“ hinüberfuhr, die kurz vorher aus Malta eingetroffen war und mitten im Hafen vor Anker lag, hatte es zu regnen aufgehört, obwohl der Himmel noch bewölkt war, und ich konnte vom hohen Achterdeck des Schiffes aus das herrliche Panorama ringsum ungestört betrachten. In dunkeln Blau stand der malerische Bergkranz über der hellen Häusermasse der Stadt, in Lichtern die kalabrische Küste. Vom Hafendamme herüber kam ein vollbesetztes Boot nach dem andern, und das Fallreep wurde nicht leer von aufsteigenden Reisenden;

dazu raffelte der Dampfkran, schwere Lasten an Bord nehmend und in den Bauch des Schiffes versenkend. Denn die Dampfer von Messina nach Neapel (und Genua) laufen nur zweimal in der Woche; die Ankunft eines dritten größern, der von Alexandria her eintrifft, hängt zu sehr von Zeit und Umständen ab, als daß man sicher auf ihn rechnen könnte. Daher drängte sich alles heute an Bord der „Enna,“ die, obwohl etwas größer als der „Marco Polo“ (1758 Tonnen), doch weder so neu und elegant, noch mit nur wenig über 1900 Pferdekraft so schnell ist wie dieser, und es war keine Hoffnung, diesmal eine Kabine allein zu behaupten, so angenehm das bei der Aussicht auf eine unruhige Fahrt gewesen wäre.

Um fünf Uhr heulte die Sirene zum letztenmal, der Dampfer drehte und glitt langsam aus dem Hafen in die Meerenge hinaus. Da der Himmel stark bewölkt war, so brach die Dunkelheit rascher herein als sonst, und vor uns blitzte schon das Blickfeuer des Faro auf, doch war die See innerhalb der Straße noch ruhig und Aussicht auf ein ungestörtes Abendessen, das niemand, der mit der See einigermaßen vertraut ist, in solcher Lage verschmäht, weil er weiß, daß das relativ sicherste Mittel gegen das dräuende bleiche Gespenst der Seekrankheit eine gediegne Mahlzeit ist, und eine solche lieferte die Küche der „Enna“ mit trefflichen Weinen. Die kleine Gesellschaft der ersten Kajüte, die sich bald nach der Abfahrt unter dem Vorsitze des alten, graubärtigen Kapitäns zusammenfand, war bunt gemischt, und Italienisch, Deutsch und Englisch schwirren durcheinander. Bald allerdings wurde das Behagen etwas verringert, denn der Tisch zeigte eine merkwürdige Neigung, in die Höhe zu steigen, und eine große Hängelampe darüber geriet in die schwingende Bewegung eines Pendels, Wahrnehmungen, die einem der Tischgenossen als Signal galten, zu verschwinden. Wir waren offenbar schon in der freien See.

Zu sehen war allerdings nichts. Rings alles schwarz, schwarz das Meer, schwarz der Himmel, von dem noch ganz nahen Lande keine Spur. Vor uns im Norden zuckten die Blitze und rollte der Donner, doch zog das Wetter bald seitwärts ab und sandte uns nur prasselnde Regengüsse. So fuhren wir, statt in eine klare Vollmondnacht, wie ich gehofft hatte, in eine dunkle, regen- und gewitter schwere Sturmnacht hinaus. Eine eisigkalte Tramontana blies von Steuerbord her und trieb die Sprizwellen über das Schiff, sodaß ein Verweilen auf Deck nur an der Leeseite und auch hier nur unter dem Schutze des Kajütenhauses möglich war; die meisten Passagiere waren längst verschwunden. Zugleich stampfte der Dampfer stark. Am behaglichsten war es noch in der Mitte hinter dem wärmependenden Schornstein. Aber endlich trieben die zunehmende Kälte und wiederholte Regenschauer doch hinunter in die Kabine, obwohl dort, da sie natürlich an der Außenwand und etwas weit nach hinten lag, die Bewegungen des Schiffes sich wesentlich fühlbarer machten als an Deck. Je weiter es in die offene See hinaus ging, desto heftiger wurden sie, und zu dem Stampfen gesellte sich bald ein schweres Rollen. Drei bis vier Stöße derart folgten rasch hintereinander mit zunehmender Heftigkeit und verursachten das Gefühl, als ob man bald hoch auf- und tief abwärts,

balb seitwärts aus der Koje (*cuccetta*) geschleudert würde; dann folgte immer eine freilich sich immer mehr verkürzende Pause. Dazu das Arbeiten der Schraube, das klatschende Anschlagen der Wellen, das Knarren, Mirren und Krachen im Innern des Schiffs, aus einer Nachbartabine gelegentliches Stöhnen. Von Schlafen war gar keine Rede; ich vertrieb mir die Zeit, so gut es gehn wollte, indem ich alles, was ich an Gedichten und dergleichen im Kopfe hatte, wiederholte. Mitternacht war lange vorüber, als die gewaltsamen Bewegungen des Schiffs etwas nachließen, wahrscheinlich, weil es vor Kap Licosa etwas unter Landchutz trat, aber die Hoffnung, das ärgste möge nun vorüber sein, erfüllte sich nicht, vielmehr begannen die Stöße bald ebenso heftig wie vorher, und mit Ungeduld erwartete ich den Anbruch des Morgens.

Als er gegen sechs Uhr graute, kletterte ich mühsam an Deck. Der nächste nach mir war ein junger, krausköpfiger, dunkeläugiger Italiener, den ich schon am Abend vorher bei Tisch gesehen hatte, doch ohne ein Wort mit ihm zu wechseln. Als er mich etwas betäubt vor meinem Thee sitzen sah, fragte er mit der liebenswürdigen Höflichkeit seiner Nation mitleidig: *Ha Lei soffrito sta notte?* — *No, grazia a Dio, no, ma non ho dormito tutta la notte niuno minuto. E Lei, ha Lei soffrito?* — *Oh no, io ho dormito benissimo.* Der Beneidenswerte! Draußen blies die Tramontana noch so schneidend, daß man es auf der Windseite nur auf Minuten aushalten konnte, und was von Reisefährten allmählich heraufkam, sich entweder im Salon oder auf der Leeseite hielt. Aber der Anblick war eigentümlich genug. Ringsum das schäumende Meer, nicht blau, sondern so graugrün wie irgendwo die Nordsee; den Himmel hatte die Tramontana ziemlich rein gefegt, ostwärts lagen die Berge von Salerno, halb noch von schweren, dunkelgrauen Wolken verhüllt, in stumpfem Schieferblau, im Westen ging soeben zwischen zerrissenen Wolkenfetzen der blaßgelbrote Vollmond unter, der die auf ihn gesetzten Erwartungen so wenig erfüllt hatte, gerade vor uns im Norden erhoben sich links die schroffen Felswände der Südseite von Capri, rechts die Steilküste von Amalfi. Vor wenigen Wochen hatte ich da oben auf dem Gipfel des Monte Solaro über Anacapri gestanden und den Dampfer von Messina her ankommen sehen; damals hatte alles ringsum in lichtem Sonnenglanze und satten Farben gelegen, heute erschien die ganze Beleuchtung nordisch kalt und grau; auch die Sonne blieb zunächst verhüllt.

Um sieben Uhr lief die „Enna“ durch die Bocca piccola zwischen Capri und der Sorrentiner Halbinsel dicht unter den senkrechten Felsen der Punta Campanella durch in den Golf von Neapel ein. Aber auch auf seiner weiten Fläche glitzerten in der zeitweilig durchbrechenden Sonne die Schaumwellen, im weißen, kalten Lichte tauchten das wolkengekrönte Ischia, Miseno, Neapel auf. Der Besuch war zunächst frei, mit dem Atna verglichen sah er aus wie ein zierliches Spielzeug. Dann aber kam eine dunkle Wolke, die den Regel einhüllte bis zum Fuße, und als sie nach kurzer Zeit verschwand, trug der Vulkan einen Schneemantel. Draußen schwankten Fischerboote, die unter großen dreieckigen Segeln den schützenden Hafen zu gewinnen strebten, und als wir am Kriegshafen und seinen unbeweglich liegenden schwarzen Kolossen vorüber eben ein-

laufen wollten, kam von Westen her majestätisch ein riesiger weißer Dampfer heran, die „Aller“ aus Bremen, von Genua nach Newyork bestimmt. Es war wie ein Gruß aus der fernen Heimat, und doch hatte ich schon eine Art Heimatsgefühl, als ich die Höhen um Neapel wieder sah. Sie erschienen mir beinahe wie „des väterlichen Hafens blaue Berge.“

Um neun Uhr, nach sechzehnständiger Fahrt, ging die „Enna“ mitten im Porto grande vor Anker, gegenüber dem „Marco Polo“, der am Bollwerk lag. Aber noch hieß es: Pazienza! Denn zunächst lag uns ein großer Dampfer, die „Asia“, von dichtgedrängten Leichterfahrzeugen umgeben, so nahe längs, daß die Boote an die „Enna“ gar nicht herankommen konnten; als sich dann beide Schiffe, das eine rückwärts, das andre vorwärts gehend, so weit voneinander geschoben hatten, als nötig war, um das Fallreep zu senken, da drängten nicht nur die harrenden Boote ungestüm heran, sondern auch die Hoteldiener, Kommissionäre u. dergl. Leute erfüllten im Nu das ganze Fallreep und stiegen an Deck, ja einer kletterte ungeduldig sogar an der hohen Schiffswand empor, bis ihn der Commissario der „Enna“ zornig beinahe ins Wasser hinunterstieß; das alles natürlich unter lebhaften Reden und Gesticulationen von beiden Seiten. Innerlich belustigt und mit Gepäck nicht sehr beschwert sah ich dem bunten Treiben zu, denn es kam mir auf eine Viertelstunde gar nicht an; aber neben mir sagte ungeduldig und mißvergnügt ein Landsmann: „Da geht es doch in Bremen und Hamburg ordentlicher zu.“ Unzweifelhaft, aber wir waren näher an Konstantinopel und Alexandria als an Bremen und Hamburg und befanden uns nicht unter Norddeutschen, sondern unter Südtalienern. Endlich wurde auch für die Reisenden Platz zum Aussteigen, und die Boote füllten sich. Nun gab es neue Unzufriedenheit bei demselben Landsmanne, da als Preis der Überfahrt nach der Dogana eine Lira für die Person verlangt wurde, und über die Zollformalitäten selbst. *C'est trop pour ce petit trajet*, diese Worte entflohn bei der Bezahlung dem Zaun seiner Zähne, aber selbst das Französische glitt unverstanden und wirkungslos an den harten Herzen dieser habgierigen Neapolitaner ab. Übrigens war die Fahrstrecke gar nicht so kurz, und die Dogana gab sich mit einem flüchtigen Blick auf das Gepäck zufrieden.

Draußen hielten die gewöhnten neapolitanischen Carozzelle, kleine Wagen auf niedrigen Rädern, die nicht besonders gut fahren, aber abscheulich stoßen. Das war mir in diesem Augenblicke ganz gleichgiltig; froh wieder in Neapel und auf festem Boden zu sein, bewilligte ich dem Kutscher den mit psychologischem Scharfblick auf meine Stimmung geforderten Preis, der trotz des Hinweises auf sein *buon cavallo* unverschämt hoch war, nannte die Adresse und wickelte mich in den Mantel. War das Neapel? Ja, die finstern Mauern und Türme des *Castel nuovo*, die Säulenreihe des Theaters San Carlo, die herrliche Piazza del Plebiscito vor dem alten roten Bourbonenschlosse und der Kuppelkirche des San Francesco di Paolo, das war alles wie sonst, aber es sah ganz anders aus. Die Kälte und der trübe Himmel schienen den Neapolitanern alle Lebenslust genommen zu haben; Straßen und Plätze, selbst der

Largo San Fernando, der Toledo und die Chiaja waren fast leer; wo sonst fünfzig Droschken halten, war heute kaum ein halbes Dutzend da. Die schreienden Verkäufer waren stumm geworden, und was an Menschen zu sehen war, das hatte sich möglichst eingewickelt und hastete schweigsam vorwärts.

Auch von meinem Zimmer in der behaglichen Pension Bourbon Quisisana am neuen Corso Principe Amadeo bot sich wieder der schöne Blick auf die Orangengärten tief unten und den Golf darüber, aber das Meer tobte, die regelmäßige Verbindung mit Capri war unterbrochen, nach Palermo lief kein Dampfer aus, und die Zeitungen meldeten Schiffbrüche an der ganzen Westküste und Schneeverwehungen der Eisenbahn in Kalabrien. Auch Capri und Sorrento waren nur selten sichtbar, der Posilippo sah grau und kalt aus, und am nächsten Morgen trug nicht nur der Vesuv, sondern auch der zackige Monte Sant' Angelo über Sorrent eine Schneedecke. Neapel ohne Sonne und von beschneiten Bergen umgeben ist nicht mehr Neapel. Es war Zeit zur Heimkehr.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zuschrift. Folgendes Schreiben ist bei uns eingegangen, das wir glauben der Öffentlichkeit nicht vorenthalten zu dürfen und darum wie folgt abdrucken. Die Redaktion. — Sehr geehrte Redaktion! Wenn ich es wage, an Sie die nachstehenden Zeilen zu richten, so geschieht es in dem Bewußtsein zu Männern zu reden, die schon manchem guten Gedanken Hebammendienste geleistet und manchem verborgnen Verdienste zur Anerkennung verholfen haben. Ja es giebt mehr verborgnes Verdienst, als man glaubt, mehr Samenkörner des Geistes, die zwar keimfähig aber unerweckt im Boden schlummern, weil ihre Zeit noch nicht gekommen ist. Kennt die verehrte Redaktion das Gefühl, Wissender zu sein und sein Wissen im stillen Busen tragen zu müssen, weil man von der Zeit nicht verstanden wird? Ich kenne es. Kennt sie die Erleichterung, die man empfindet, wenn ein anderer ausspricht, was man seit langen Jahren gewußt, aber zu sagen nicht gewagt hat? Ich kenne sie. Nun aber darf man auch selbst nicht weiter schweigen.

Es war zwischen mir und meinem Bruder ein beliebtes Gesprächsthema, wenn wir an unserm großen Puppentheater arbeiteten — wir waren damals schon ziemlich große Kerle —, zu erwägen, wie man auch den Geruch in den Dienst der dramatischen Kunst stellen könnte. Daß der Freischütz ohne Pulvergeruch sein könnte, war uns unfaßbar, und wir versuchten, den nötigen Pulverdampf hinter den Kulissen zu erzeugen, wobei uns leider ein großes Loch in den schönen, roten Vorhang brannte. Später traten andre Lebensaufgaben in den Vordergrund, aber immer wieder kamen wir darauf zurück, zu fragen, wie der Geruch, dieser unendlich wichtige und stimmungserweckende Sinn zur künstlerischen Bethätigung herangezogen werden könnte. Nun lese ich in der Zeitung — zwar nur im Feuilleton, aber doch in der Zeitung — einen Aufsatz über „Parfüm=Musik.“ In diesem Aufsatz wird darauf aufmerksam gemacht, daß der Geruch auf das Gehirn einen intensiveren Eindruck als irgend eine andre Sinneswahrnehmung mache, daß ein Parfüm einer ganzen Zeit einen bestimmten Charakter verleihen könne, und daß man sich jahrelang an einen Geruch deutlicher erinnere als an einen Kuß oder ein süßes Wort. Ja der Duft hat — wird weiter gesagt — seine eigne „Persönlichkeit,“ ein